

FRANZISKA FISCHER

# DIE NACHT DER ZUGVÖGEL

ROMAN

DROEMER 

Zitat auf S. 310: George R. R. Martin, Das Lied von Eis und Feuer 09.  
© 2012 Penhaligon Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random  
House GmbH. Übersetzung: Andreas Helweg

Zitat auf S. 311: Marc Levy, Die zwei Leben der Alice Pendelbury.  
© 2013 Blanvalet Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random  
House GmbH. Übersetzung: Eliane Hagedorn/Bettina Runge

Zitat auf S. 311: Siegfried Lenz, Arnes Nachlaß. © 1999 Hoffmann  
und Campe Verlag, Hamburg

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.droemer.de](http://www.droemer.de)



© 2015 Droemer Verlag  
Ein Imprint der Verlagsgruppe  
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Dieses Werk wurde vermittelt durch  
die Literaturagentur SCRIPTZZ/[www.scriptzz.de](http://www.scriptzz.de)  
Covergestaltung: Network! Werbeagentur GmbH, München  
Coverabbildung: plainpicture/the Glint  
Satz: Adobe InDesign im Verlag  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-426-28122-2

*Es gibt kein Rezept für das Glück und keines für das Finden des eigenen Weges. Doch es gibt Menschen, ohne die viele Stunden viel leerer und einsamer wären, und es gibt Menschen, die einen kennen, von Anfang an.*

*Die nie aufhören, einen zu begleiten.*

*Deshalb: Für meinen Bruder. So vieles wäre so viel schwerer gewesen ohne dich.*



# KAPITEL 1

Sein Atem streift über deine Wange, und du lächelst. Ein wenig verloren siehst du aus. Abgestellt in fremder Umgebung. Du blickst aus dem Fenster und siehst, wie rotes und gelbes Laub die Welt zum Schweigen bringt.

Nur du und ich, nur wir können sie noch retten. Nicht alles. Bruchteile nur, doch etwas, möglicherweise, die letzte Faser einer Seele. Denn das ist unser Job. Dafür sind wir hier.

Und dann ...

»Wieso bist du noch zu Hause?« Sie schreit mehr, als dass sie redet. Rote Flecken in ihrem Gesicht, die Augen dunkel mit riesig wirkenden Pupillen.

Freitagnachmittag nach sechs Stunden Geschichts- und Kunstunterricht. Sechs Stunden Worte, die niemand hören will. Dazu das Klingeln von Handys.

An ihrer Stelle würde ich auch alles nehmen, was ich an verschreibungspflichtigen Drogen in die Finger kriegen kann.

»Wo sollte ich denn sonst sein?« Vorbei mein Spiel. Auf Wiedersehen, Kopfhörer. Auf Wiedersehen, andere Welt. Du und ich, wir finden wieder zueinander. Später.

»Du hast ein Bewerbungsgespräch, Leo. Erzähl mir nicht, du hast das schon wieder vergessen.«

»Sieht ganz so aus.«

Kein Lächeln. Nicht einmal ein nachgiebiges Funkeln in den Augen. »Du schuldest mir noch deinen Lebensmittelanteil der letzten beiden Monate. Und das Geld für die Kinotickets am Mittwoch.«

»Du wolltest den Film sehen. Ich würde mir nie so was Kitschiges aussuchen.«

»Du hast mich eingeladen. Zumindest theoretisch.« Sie wartet.

Eine Flucht aus dem Fenster ist unmöglich. Ich hasse Vorstellungsgespräche.

»In zwanzig Minuten musst du da sein, also kämm dir die Haare, zieh dir ein Hemd an und mach verdammt noch mal, dass du davonkommst. Deine letzte Chance. Sonst ziehe ich aus.«

»Lennart wird sich freuen«, antworte ich, obwohl das gelogen ist. Lennart würde sich nicht freuen. Nicht einmal, wenn er sein großes, helles Zimmer zurückbekäme.

Vielleicht kann ich diese schwierige Situation aussitzen. Einfach bewegungslos zurückstarren. Ganz kurz glaube ich, dass es funktioniert, als Suri mein Zimmer wieder verlässt. Nur für ein paar Sekunden. Dann kehrt sie zurück, ein gewaschenes und gebügeltes Hemd in der Hand. Ich habe das ungute Gefühl, dass es nicht mir gehört, ziehe es aber trotzdem an. Eine Nummer zu groß. Mindestens. Suri reicht mir einen Kamm.

»Du denkst an alles«, sage ich.

Sie nickt nur. Offenbar hat sie verstanden, dass das kein Lob sein sollte. Die Krawatte kann ich ihr zum Glück ausreden. Es ist ja nicht so, dass ich mich um einen Anwaltsjob bewerbe, nicht mal um einen als Versicherungsvertreter. Nur als Nachtwächter. Wenn alles gut geht, wird mich dabei niemand zu Gesicht bekommen.

Nach Eau de Toilette riechend, verlasse ich das Haus. Die Luft ist kalt und feucht und so schwer, dass man sie kaum atmen kann. Bald wird es schneien, vielleicht noch heute Nacht. Diese glitschige Art von Schnee, die die Stadt in-

nerhalb von ein paar Stunden in eine graue Matschlandschaft verwandelt. Hier gibt es nur diese eine Sorte Schnee, so wie wir lediglich diese eine Sorte von erstrebenswertem Leben haben. Nur fällt das nicht einfach so vom Himmel. Zum Glück. Denn dann müsste ich es nehmen, wenn es sich auf meiner Kleidung festsetzt. Dann könnte ich nicht einfach einen Regenschirm aufspannen und so tun, als sähe ich nicht, wie es die Landschaft um mich herum bedeckt.

Ein beschwerlicher Weg bis zur U-Bahn heute. Mehr Menschen, die mir entgegenkommen als mit mir gehen. Fünf Minuten Warten, bis der Zug einfährt. Keine freien Sitzplätze, natürlich, um diese Zeit. Umsteigen in eine andere Linie, wieder ein überfüllter Waggon. Neben mir schreit ein Baby in einem überdimensionalen Kinderwagen. Die Mutter grinst, während sie sich über WhatsApp unterhält.

Das Baby gibt irgendwann auf und schläft ein. Sie schaukelt ein paar Mal am Kinderwagen. Zu spät, denke ich.

Noch zwei Stationen. Zwei bullige Typen steigen ein. Schlecht gelaunt, kein Wetter zum Arbeiten. Alle haben ihre Tickets dabei, nur ich nicht.

»Mein Semesterticket«, erkläre ich, »liegt zu Hause. Ich musste mich total beeilen und habe mein Portemonnaie vergessen.« Ausreden nützen nichts. Ich folge ihnen auf den zugigen Bahnsteig und gebe ihnen meine Personaldaten. Genauer: Lennarts. Der hat immer ein gefälschtes Semesterticket irgendwo. Sie glauben mir und lassen mich gehen. Ohne Ticket. Zu Fuß.

Zu dem Jobinterview komme ich eine Viertelstunde zu spät. Großes Gebäude aus verdunkeltem Glas. Pompös und einschüchternd soll das wirken. Funktioniert. Ich brauche

mehrere Versuche, bis ich herausfinde, wie man die Tür öffnet.

Der Pförtner sieht mich kaum an und schüttelt den Kopf. Man habe schon jemanden gefunden, sagt er. Ich könne wieder gehen.

Solche Dinge passieren immer, wenn ich mein Zimmer verlasse. Jedes Mal, wenn ich aus dem kleinen dunklen Raum, in dem sich mein Leben befindet, trete, verliere ich etwas auf den Straßen. Manchmal sind es nur ein paar Euro, manchmal ein Stückchen Selbstachtung. Heute ist es beides.

Auf eine Antwort verzichte ich, verlasse die düstere Marmorhalle stattdessen schweigend. Wahrscheinlich wird hier eh nur Geld gewaschen. Polizisten bestochen. Antiquitäten und Kunstwerke schwarz gehandelt. All die im Dritten Reich verlorenen Dinge. So sieht es aus, dieses Gebäude. Und ich wäre ein Teil davon geworden. Ein Seelenverkäufer.

Kein guter Tausch gegen Miete und ein paar Mahlzeiten.

Ich kann nicht gleich wieder nach Hause gehen. Suri wird mich mit diesem Blick mustern, der geradewegs in mich hineingeht. Sie wird gleich wissen, dass es wieder nicht geklappt hat. Meine Schuld, wie immer. Und dann wird sie durch die Wohnung wirbeln wie ein freigelassener Rasenmäher. Sie wird Staub unter Schränken hervorsaugen und über Küchenanrichten wischen. Sie wird kunstvolle Snacks aus geröstetem Brot mit roter Creme dekorieren und alle Gläser zusammensammeln, die sich in unserer Wohnung befinden. Sie wird stundenlang das Bad besetzen und mir aus der Dusche heraus zuschreien, dass ich unten bei dm Rasierer kaufen soll. So macht sie das, wenn sie eine Party

vorbereitet. Denn Suris Partys sind perfekt. Es gibt Essen, das so schön ist, dass sie es am Ende der Nacht wegschmeißt, ohne dass einer ihrer Model- und Künstlerfreunde auch nur ein Häppchen probiert hat. Dabei kosten sie ein Vermögen. Frischer Biolachs mit Mango oder Granatapfel, zum Beispiel. Selbstgemachtes Sushi. Alles für den Mülleimer. Sie trägt ein Parfüm, das zu dem Geruch ihrer Haut passt. Ihre Musikauswahl färbt die Stimmung, und die ausgelassenen Stunden enden damit, dass sich alle in diesem perfekten Stadium der Betrunkenheit befinden, in dem das Leben witzig und leicht ist. Niemand wird sich übergeben. Niemand wird weinen. Niemand wird einsam sein.

Doch noch ist es nicht so weit. Wenn ich jetzt nach Hause gehe, wird außer ihr niemand dort sein. Sie wird erst maximal ein Glas Rotwein getrunken haben. Bis sie mich mit ihrem sanften Lächeln und einer Umarmung begrüßt, dauert es noch ein paar Stunden. Auch keine Chance auf eine heimliche Rückkehr. Mein Schlüsselbund liegt auf der Kommode im Flur. Ruht sich aus zwischen einem roten Paar Lederhandschuhe und einem grauen Wollschal, der niemandem gehört.

Stille Helden sieht man nicht. Sie schlendern durch die Straßen, ohne Spuren zu hinterlassen. Sie werden eingehüllt in Nebel und den Rauch ihrer Zigaretten. Ja, Zeit mit dem Rauchen anzufangen. Ich habe nur nicht genügend Kleingeld bei mir.

Stille Helden blicken in erleuchtete Fenster und sehen, wo sie gebraucht werden. Sie erkennen Auseinandersetzungen, bevor sie entstehen. Sie sehen einsame Kinder weinen. Sie bemerken die porösen Stromleitungen unter schlecht verputzten Wänden und die dunklen Schatten, die um für Urlaube verlassene Häuser streifen.

Heute braucht sie niemand. Heute stehen Einkaufsstüben mit teurem Käse und Rotweinflaschen auf Küchenanrichten. Heute sitzen Familien vor Flachbildfernsehern und schauen Disneyfilme. Heute zieht man sich Satinkleider an und nimmt die Theaterkarten von der Pinnwand.

Kein Tag für Helden.

Ich hätte so gut ausgesehen mit Filzhut und Pfeife.

Stattdessen gibt es türkische Pizza und Tee und Sportnachrichten, die mich gar nicht interessieren. Dafür tauen meine Finger wieder auf. Die Zeiger der Uhr rücken langsam vorwärts. Sie scheinen es nicht eilig zu haben.

Erst kurz nach acht, nur noch ein paar Minuten von zu Hause entfernt. Berlin ist nie so groß, wie man es in manchen Momenten gebrauchen könnte.

Dafür gibt es Videotheken und beste Freunde.

»Hey, Lennart«, sage ich und schließe die Tür hinter mir.

Der Geruch von Popcorn, obwohl sie hier gar keines verkaufen. Regale voller penibel sortierter DVDs und Blu-rays. Manchmal beruhigt es zu wissen, dass ich nicht der Einzige bin, der Geld für fiktive Welten ausgibt.

»Hey, Mann.« Hinter Lennart hängt ein riesiger Plasmafernseher an der Wand. *Alice im Wunderland*, die Version mit Johnny Depp.

Ich streife zwischen den Regalen hindurch, während die Schlange vor dem Tresen kürzer wird. Erst ein Typ Mitte vierzig: zwei DVDs, eine Packung M&Ms mit Erdnüssen, zwei Flaschen Bier. Meine Diagnose: Single, schon seit zehn Jahren, oder frisch geschieden. Ein paar erfolglose Dates in letzter Zeit, die letzte Hoffnung so dünn wie ein frisch zugefrorener See. Ein Hund, wahrscheinlich ein Mops, oder ein welker Kaktus das einzige andere Lebewesen in der Zweizimmerwohnung. Dann zwei aufgeregt kichernde

Mädchen: drei DVDs, wahrscheinlich alles Liebesfilme oder Teenieserien. Meine Diagnose: der erste Abend gemeinsam sturmfrei. Alkoholvorräte der Eltern werden erheblich dezimiert und später noch ein paar Jungs eingeladen. Eine der beiden wird morgen keine Jungfrau mehr sein. Eine Nacht Freiheit gegen eine Handvoll verschwommener Erinnerungen. Zum Schluss eine Frau Mitte zwanzig: *The Hobbit* als Blu-ray in 3-D, kurze Überlegung vor einer Flasche Rotwein, dann geht sie ohne Zusatzausstattung. Meine Diagnose: Videoabend bei Freunden. Den Wein wird sie im nächsten Supermarkt kaufen, wo er billiger ist, dazu eine Tüte Chips oder eine Tafel Schokolade, fair trade.

»Was machst du hier? Brauchst du Nachschub fürs Wochenende?«, fragt Lennart. »Die fünfte Staffel von *Breaking Bad* ist gerade da.«

»Klingt verlockend, aber nein, ich habe noch genug. Ich fliehe nur vor dem Zorn der Frauen.«

»Was denn, so ein attraktiver Typ wie du?« Er grinst.

»*A handsome man comes with a price. It's a burden.*«

»Schon klar. Was hast du diesmal angestellt?«

»Ein Jobinterview verpasst, obwohl ich noch Schulden bei Suri habe. Und sie hat für heute Abend eine fette Party geplant. Wenn sie so was vorbereitet, ist sie dermaßen aufgedreht und nervös, dass es nicht zum Aushalten ist. Wenn ich dann noch mit so einer Nachricht komme, schmeißt sie mich aus der Wohnung. Für immer.«

»Hey, das ist unsere Wohnung. Sie kann dich da nicht rausschmeißen.«

»Nicht unsere, sondern Suris und meine. Du bist vor zweieinhalb Jahren ausgezogen, schon vergessen?«

»Egal, trotzdem ist es unsere.«

Ein unerträglich verliebt aussehendes Pärchen fordert

seine Aufmerksamkeit. Ein Film mit Ben Affleck und einer mit Amanda Seyfried. Der Typ muss noch ziemlich verknallt sein, dass er sich das antut. Trotzdem, halb neun und zwei Filme. Offenbar erwartet er nicht mehr viel von diesem Abend. Die Frau fragt mehrmals nach, ob die beiden ausgesuchten Romantikkomödien empfehlenswert sind. Lennart erzählt ein bisschen was über die Regisseure. Ein Wunder, dass er selbst über Filme, die er sich nicht mal kurz vor Weltuntergang ansehen würde, so viel weiß. Noch zwei Fragen, bevor sie endlich gehen.

»Suri gibt eine Party?«, nimmt Lennart das Gespräch wieder auf. Seine Stimme weich und brüchig, wie immer, wenn er über Suri redet. Er sortiert ein paar Werbeflyer. Tut so, als interessiere ihn meine Antwort gar nicht.

»Ja. Willst du kommen?«

»Hm, vielleicht, weiß nicht, klar, wieso nicht?« Schulterzucken. Dann ein Lächeln. »Ich hab um elf Schluss. Kann ja nicht schaden, danach bei euch vorbeizuschauen.«

»Kann ich so lange hierbleiben?«

»Sicher. Der Chef ist nicht da, zieh dir hinten einen Film rein. Aber klau keine Süßigkeiten.«

»Danke.«

Mit *The Great Gatsby* und einer bezahlten Flasche Bier verschwinde ich in dem Zimmer hinter der Theke. Ein schon leicht abgewetztes Sofa steht darin, ebenso ein Fernseher, ebenfalls Flachbild, allerdings gut zwanzig Zoll kleiner als der im Verkaufsraum. Immer noch größer als meiner.

Hier hinten ist es immer ruhig und leer. Keine Ahnung, ob den Raum überhaupt jemand benutzt. Immerhin steht meistens Kaffee auf der schmalen Küchenzeile an der Wand. Die Tür zur Toilette links ist geschlossen.

Für jetzt ist das mein Refugium. Hier könnte ich gut leben, direkt neben der Videothek. Die Wege wären kürzer. Die Wartezeiten auch.

Ein Raum voller imaginiertes Wirklichkeit. Der Fernseher und die Kopfhörer, alles andere weit entfernt.

Nicht ganz der richtige Film für vollständige Ablenkung. Gegen Ende betritt Lennart mit fragendem Gesichtsausdruck den Raum. Die letzte Viertelstunde schauen wir zusammen. Bleiben noch sitzen bei einem Bier. Meinem zweiten, seinem ersten. Lennart wird unruhig, sagt aber nichts.

»Los geht's«, erlöse ich ihn und drücke ihm die Blu-ray in die Hand. »Räumst du die weg?«

»Klar. Willst du noch was mitnehmen?«

»Lass mal, hab, wie gesagt, noch genug. Bist du bereit?«

Er lächelt und streicht sich über die etwas zu langen Haare. Rasieren hat er sich heute Morgen auch nicht. Egal, wohin seine Hoffnungen und Träume ihn auch ziehen, er wird nicht viel dafür tun können, sie wahr werden zu lassen.

»Kann losgehen.«

Es muss traurig sein, an etwas zu hängen, das einem nie gehören wird.

## KAPITEL 2

Schon der Geruch ist anders. Als würde ich kalte Seide atmen, so fühlt sich das an, wenn ich das Haus verlasse, während der Morgen noch in der Luft hängt. Normalerweise.

Hier riecht es nach grobem Gewebe, nach in Netzen gefangenen Bruchstücken verschiedener Gerüche, die selbst nicht so ganz wissen, wohin sie gehören. Sie bleiben einfach hängen und zappeln in der Nase, bis sie langsam sterben oder weggespült werden von anderen.

»Taxi?«

Ich schüttle den Kopf. Kaum in Berlin angekommen, schon wurde mir das Portemonnaie gestohlen. Keine Kreditkarte, keine EC-Karte, nur ein paar Münzen und ein Zehneuroschein in der Manteltasche und der Pass, zum Glück, ebenfalls. Das Geld reicht also gerade so für den Bus zum Hauptbahnhof und eine Flasche Wasser und ein Sandwich als Abendessen.

Ich blicke mich um, finde aber nirgendwo einen Hinweis auf die Bushaltestelle. Menschen laufen an mir vorbei, die meisten in Eile. Kein Wunder. Es ist bereits nach einundzwanzig Uhr. Der Schnee, der bald fallen wird, dessen Geruch zwischen all den anderen Gerüchen schwebt, kriecht durch die engen Maschen meiner Winterkleidung und hinterlässt das Gefühl von klebriger Kälte auf der Haut.

Nach einigen Minuten finde ich die Bushaltestelle und schließlich auch die richtige Linie zum Hauptbahnhof.

Ein älterer Mann setzt sich auf den Platz neben mir. Auch er riecht nach irgendwas, vor allem nach kratzigem Wollpullover und Zwiebeln. Sein Koffer versperrt den

Mittelgang, was ihn nicht weiter zu stören scheint. Er lächelt mich an.

»Ganz schön kalt heute, ne?«, fragt er.

Ich lächle zurück und zucke mit den Schultern. Sorry. Ausländerin. Kein Wort Deutsch.

Er versucht es auf Englisch, das er zum Glück so unverständlich vor sich hin brabbelt, dass mein freundlich-irritierter Augenaufschlag nicht einmal großer Improvisationskunst bedarf. Nach fünf bis sechs Sätzen gibt er auf.

Die blinkenden Lichter des Flughafens entfernen sich, und wir tauchen ein in eine bunt flimmernde Großstadtnacht. Die Wohnblöcke mit ihren farbenfrohen Lichtpunkten verkünden das nahende Weihnachtsfest wie ein Versprechen. Anderthalb Wochen noch.

Ein Fest, das ich lieber vorbeiziehen lasse, betäubt von zwei Flaschen Rotwein und irgendwelcher Musik, bevorzugt in Moll und ohne die Wörter *christmas*, *tree* und *family*.

Wir fahren etwa zwanzig Minuten. Mit der kleinen Reisetasche in der Hand, meinem ganzen Gepäck, verlasse ich den Bus und eile auf das verglaste Gebäude zu, das den Hauptbahnhof beherbergt. Die vielen Etagen und Rolltreppen fließen ineinander, ein Labyrinth auf verschiedenen Ebenen, zumal ich mehr Geschäfte als Gleise erkennen kann und eine Weile brauche, bis ich eine große Anzeigentafel mit den abfahrenden Zügen entdecke.

Theoretisch müsste meine Verbindung in vierzig Minuten abfahren. Praktisch steht hinter dem ICE, der mich zu dem Ort bringen soll, den ich fast zwanzig Jahre lang mein Zuhause nannte: *Zug fällt aus*. Mehr nicht.

Irgendwann finde ich die Information der Deutschen Bahn. Der Raum ist eng, die Luft darin trotz der sich be-

ständig öffnenden und wieder zugleitenden Tür trocken und verbraucht. Ich schließe für einen Moment die Augen, um einen aufkommenden Schwindelanfall zu unterdrücken. Auf weichen Knien halte ich mich an nichts fest als an dem Gedanken, nicht umzufallen. Es hilft vorerst.

Als ich die Augen wieder öffne, begegne ich dem besorgten Blick einer rothaarigen Frau mit zu dieser Jahreszeit merkwürdig unpassend wirkenden Sommersprossen. Aus irgendeinem Grund tut sie mir leid, diese Frau, obwohl sie diejenige ist, die mich fragt, ob es mir gutgeht. Sie lächelt dabei, und ihre Worte werden von ihrem Schweizer Dialekt verwischt. »Sie sehen blass aus«, sagt sie.

Ich erwidere ihr Lächeln. »Alles okay, danke.«

Sie lässt mich trotzdem vor.

Nach einer Viertelstunde trete ich an einen freien Schalter. Der Mann, der dahinter sitzt, wirkt müde und gelangweilt. Wahrscheinlich hat er Kinder zu Hause, die auf ihn warten. Die ihm selbstgefilzte Schneemänner aus der Schule mitgebracht haben und gerade in dem neuen Weihnachtsmärchenbuch blättern, das er ihnen gestern, auf dem Weg nach Hause und in einem Anfall überbordender Liebe, gekauft hat.

Ich frage nach meiner Zugverbindung, und er antwortet mit schleppender Stimme. Die Worte folgen einander akkurat und fehlerfrei. Ein auswendig gelernter Text, den zu verstehen ich eine Weile brauche. Wegen eines technischen Problems fällt der Zug aus. Der nächste fährt erst morgen früh, kurz nach sieben Uhr. Ich frage nach meinen Möglichkeiten, nach alternativen Verbindungen, die jedoch nicht existieren. Nicht einmal ansatzweise. Das gesamte norddeutsche Schienennetz scheint an einem Tag zusammengebrochen zu sein, ausgerechnet heute und obwohl es nicht

einmal schneit. Also erkundige ich mich nach einer bezahlten Übernachtung und alternativen Verkehrsmitteln.

Ich könnte ein Taxi zu meinem Zielort nehmen und die Ausgaben bis zu maximal achtzig Euro hinterher wieder einfordern. Die Fahrt würde mich schätzungsweise, plus dieser achtzig Euro, vierhundert kosten.

Ich könnte die Übernachtungskosten geltend machen, indem ich die Hotelrechnung anschließend der Deutschen Bahn zukommen lasse. Anschließend.

»Ich habe nur noch etwa zehn Euro und keine Karte bei mir«, erkläre ich.

Der Mann zuckt mit den Schultern. »Tut mir leid.«

Ich verlasse das Informationsgebäude. Der Hauptbahnhof hat sich deutlich geleert, die ersten Geschäfte schließen bereits. Meine Reisetasche kommt mir mittlerweile unerhört schwer vor, dabei befinden sich nur ein paar Klamotten in ihr, mein Laptop, nicht sehr viel mehr. Das Wichtigste. Das, was ich brauche, für zwölf Tage hier in Deutschland.

In einem Fast-Food-Restaurant kaufe ich mir einen kleinen Becher Orangenlimonade, den ich mehrmals nachfülle, erst mit Apfelschorle, dann mit Wasser. Von meinem Fensterplatz aus blicke ich in das riesige Bahnhofsgebäude, doch nachts reisen hier viel weniger Menschen als tagsüber, selbst an einem Freitag. Nachts regiert die Stille, sogar an einem Ort, der dafür geschaffen wurde, Schicksale zu kreuzen. In den meisten Fällen unbemerkt.

Wenn ich schon mal hier bin, kann ich mir auch die Stadt ansehen. Ein wenig durch die Straßen streifen, meine letzten Euro in Pizza und vielleicht den Eintritt in einen Club investieren. Ich war schon lange nicht mehr tanzen, und wie sollte man sonst eine Freitagnacht verbringen, wenn man keinen Platz zum Schlafen hat?

Nur mühsam unterdrücke ich ein Gähnen und betrachte die Bänke draußen auf den Gängen. Auf einmal sehen sie gar nicht mehr so ungemütlich aus, doch ich kann mir nicht vorstellen, unter Zeitungen verborgen auf einer Bahnhofsbank zu nächtigen. Vermutlich kommt man sich sehr schutzlos vor, liegengelassen und vergessen, bis der Sicherheitsdienst einen aus dem Gebäude jagt.

Alternativ könnte ich ein Polizeirevier suchen, den Diebstahl melden und darauf hoffen, dass die Aktenbearbeitung die ganze Nacht über dauert und mir dort etwas Warmes zu trinken angeboten wird. Nur erscheint mir das weder besonders wahrscheinlich noch wirklich hilfreich.

In einem Zug trinke ich mein Wasser aus und verlasse das kuschelig warme Restaurant. Draußen empfängt mich wieder der Geruch von ungefallenem Schnee, von Autoabgasen und verlorenen Erinnerungen. Frei und einsam schweben sie durch die Luft, unsichtbar. Manchmal kann man sie spüren, wenn man ganz plötzlich fröhlich oder traurig wird, einfach so, und immer fühlt es sich wie das eigene Leben an, das man streift, wie ein Stück Zukunft oder Vergangenheit.

Ich nehme den nächsten Bus, dann einen anderen. Es ist schon nach elf, als ich auf die nächtliche Straße trete, der man die Uhrzeit nicht anmerkt, eine Straße voller Bars und Cafés mitten in Schöneberg, wie ich nach genauerem Studium des Stadtplans an der Bushaltestelle bermerke.

Ich würde gern etwas essen, doch von dem Geruch des Frittieröls in einer Dönerbude wird mir schlecht. Für einen Moment schließe ich die Augen, bis sich mein Magen wieder beruhigt hat. Langsam gehe ich weiter, der Gurt der Reisetasche schneidet, trotz der Winterjacke, in meine

Schulter. In dem nächsten 24-Stunden-Geschäft kaufe ich mir eine Flasche Wasser und frage, ob ich die Toilette benutzen darf. Der Toilettenraum ist klein und riecht wie öffentliche Klos, die nur von Männern benutzt werden, wirkt aber trotzdem sauber. Danach halte ich mich eine Weile vor dem Zeitschriftenständer auf. Mein Plan von einer durchtanzten Nacht erscheint mir immer abwegiger. Ich würde umfallen, mitten auf der Tanzfläche, umgeben von Fremden.

Immer wieder betreten Leute den Laden, meist um Bier oder Zigaretten zu kaufen. Sie alle haben ein Ziel. Sie alle werden danach zusammen weitergehen. Sie werden über Dinge reden, die sie nicht mit jedem teilen, sie werden gemeinsam lachen, sie werden die nächsten Stunden zu etwas machen, das in ihrem Gedächtnis bleibt. Keine dieser Erinnerungen, die sich wie eine unsichtbare Seifenblase im Nebel der Stadt auflösen.

Jemand rempelt mich an, Bier schwappt auf den Ärmel meiner Jacke.

»Sorry«, sagt das Mädchen und lächelt etwas dümmlich.

»Macht nichts«, antworte ich. Mit einem Taschentuch versuche ich, das Bier abzuwischen. Die Jacke ist wasserabweisend, dennoch bleiben Flecken zurück. Morgen früh werde ich wohl doch wie jemand riechen, der die Nacht auf einer Parkbank verbracht und sich mit Bier und Wodka warm gehalten hat.

»Hey, du kannst schnell mit hochkommen und das auswaschen«, bietet der Junge an, der das Mädchen in den Laden begleitet und soeben ein Sixpack bezahlt hat. Er sieht aus wie ein Student, der keine Ahnung hat, wie das Universitätsgebäude, in dem er eigentlich studiert, von innen aussieht. Wie jemand, der es ausnutzt, unter fünfund-

zwanzig Jahre alt und ungebunden zu sein. Wie jemand, der nie vor Mitternacht schlafen geht und nicht einmal im Winter den Sonnenaufgang miterlebt, zumindest nicht nach dem Schlaf.

Er lächelt mit seinen blaugrauen Augen in dem makellos jugendlichen Teint, und ich frage mich, ob ich jemals auch so ausgesehen habe. So unberührt.

»Wohin hochkommen?«

»Auf 'ne Party.« Das Mädchen löst die Folie von einer Packung Marlboro und klopft eine Zigarette heraus. »Ist immer lustig da, und es gibt echt guten Alkohol und ziemlich coole Leute. Oder willst du noch wohin?« Sie deutet auf meine Reisetasche.

Ich schüttele unbestimmt den Kopf und investiere meine letzten Euro in eine Flasche Wein. Wenn ich etwas mitbringe, hat vielleicht niemand etwas dagegen, dass ich bleibe.

Wir verlassen das Geschäft und betreten den nächsten Hauseingang. Trotz Gegensprechanlage lässt sich die Tür ohne weiteres öffnen.

Die ehemals wohl gelbe Tapete löst sich an einigen Stellen bereits von den Wänden, und von dem Treppengeländer blättert die rostrote Farbe. Der braune Bastteppich sieht so aus, als hätte er schon Bekanntschaft mit allen möglichen Flüssigkeiten gemacht, und verströmt den klebrigen Geruch von Zigarettenrauch, gebratenem Fleisch und verschmutztem Kinderspielzeug. Hier haben schon Geschichten jenseits des kommunikativen Gedächtnisses unserer Zeit gelebt.

Ich folge den beiden die Treppenstufen hinauf. Keiner von uns scheint es merkwürdig zu finden, dass wir nichts voneinander wissen, nicht einmal unsere Namen. Das

Mädchen klingelt an einer breiten, verzierten Holztür in der dritten Etage. Das Haus scheint einmal sehr schön gewesen zu sein, schön und elegant, doch ein verarmter oder unbedachter Besitzer hat diese Eleganz davongleiten lassen.

Jemand öffnet, eine junge Frau, ein paar Jahre älter als das Mädchen. Ihr Pixieschnitt ist ordentlich zurechtgegelt, sie trägt eine antik wirkende Silberkette mit einem Medaillon daran, das knapp über dem Ausschnitt ihres roten Kleides pendelt, als sie sich ein Stückchen nach vorn beugt, um das Pärchen zu begrüßen.

»Das ist ...«, wendet sich der Junge mir zu und sieht mich stirnrunzelnd an.

»Viola«, sage ich. »Ich heiße Viola.«

»Okay, Viola, ich bin Suri. Kommt rein.«

Wir treten in eine Wolke aus bereits geführten Gesprächen und vergangenem Gelächter, aus gegeneinanderklirrenden Gläsern und monotoner Musik.

Die Weinflasche drücke ich Suri in die Hand. »Kann ich die Tasche irgendwo ...?«

»Klar, stell sie in Leos Zimmer. Der ist gerade nicht da, wahrscheinlich kommt er auch nicht mehr, also wird sie dort nicht im Weg sein.« Sie deutet auf eine Tür, die rechter Hand von dem breiten Flur abgeht, dann verschwindet sie in der links liegenden Küche.

Ich streife meine Stiefel ab, die zusammen mit unzählbaren Schuhpaaren auf dem Boden liegen bleiben, und laufe in Socken auf das zugewiesene Zimmer zu.

Ein Schild hängt an der weiß gestrichenen Tür: *Work in progress*. Für einen Moment zögere ich, schließlich möchte ich niemanden bei der Arbeit stören. Vorsichtshalber klopfe ich an, doch die hämmernde Elektromusik aus ei-

nem der anderen Zimmer und die durcheinanderschwirrenden Stimmen verschlucken jeden anderen Laut.

Langsam öffne ich die Tür. Dahinter ist es dunkel, nur das Licht von draußen befleckt das Zimmer hier und da. Ich betrete es und schließe die Tür hinter mir. Leise atme ich ein und aus. Es ist so viel ruhiger hier drinnen, die Party, die ganze Stadt pulsiert dort draußen, und es fühlt sich so an, als könne nichts und niemand jemals in diesen Raum eindringen.

Meine Tasche lasse ich links neben der Tür stehen. Das Zimmer wirkt spärlich möbliert. Eine Matratze in einer Ecke, daneben eine Kommode mit einer Stereoanlage darauf und ein Regal voller Bücher, rechts am Fenster ein Schreibtisch und davor ein Stuhl. Auch wenn sich meine Augen mittlerweile an das Dämmerlicht gewöhnt haben, kann ich nicht mehr erkennen. Aber genug. Hier wohnt jemand, der sein Leben einfach halten will, einfach und übersichtlich. Ich frage mich, ob das eine dieser WGs ist, in der man miteinander kocht und zusammen Pläne für das Wochenende schmiedet, ob die Menschen, die hier leben, getrennte Kühlschrankschächer haben und jeder genau zwei Haken an der Garderobe für die eigenen Jacken, ob es einen Putzplan gibt und geteilte Sommerabende mit Gitarre und Nudelsalat im Park.

Die Dunkelheit macht mich schläfrig. Ich trete an das Fenster und betrachte die munter belebte Straße weiter unten. So viele Atemwolken, die im Laternenlicht hängen bleiben. Und hinter der Tür dumpfe Elektroklänge und der Geschmack von Bier und Rotwein.

Vielleicht sollte ich mich ausruhen, nur für einen kurzen Moment. Niemand wird es bemerken. Wenn ich aufwache und wieder gehe, ist es so, als wäre ich nie hier gewesen.